

ative, inszenieren ihren
einen Experten.

immer fließender. Das wird nun auch in der Stadt ausgedrückt.“

Wobei, so einfach ist das Gassenleben in der Praxis auch nicht. Da sind die Anrainer, auf die Rücksicht genommen werden muss. Da sind die Behörden, die bei einem Konzessions-Mix – wie etwa beim Shop/Bar/Büro-Betrieb Mon Ami – anfangs oft Schwierigkeiten machen. Da sind die schönen Veranstaltungen, die aber leider nicht profitabel sind. Da ist die Zeit, die – wie etwa im Fall der Bürogemeinschaft „Yurp“ – dann im Alltag für ein „Es wäre aber schon nett“-Café fehlt. Und da ist die Arbeit, die so nebenbei auch noch erledigt werden muss. Deswegen – Schnittstelle hin, Öffentlichkeit her: „Im Foyer zu den Bitros“, sagt Pöll, „ist für die Allgemeinheit erstmal Schluss.“

Mini-Firmen ohne Lobby

Einpersonen-Unternehmen nehmen zu, ihre Probleme nehmen allerdings nicht ab.

WIEN (uw). Sie sind viele und sie sind allein. Etwa die Hälfte der aktiven Mitglieder der Wirtschaftskammer Österreich sind Einpersonen-Unternehmen (EPU), in Wien stellen sie mit 53,7 Prozent sogar die Mehrheit. In der vergangenen Dekade ist ihre Zahl um ein Drittel gestiegen, Tendenz: stark steigend.

Allerdings fühlen sich viele davon nicht ausreichend vertreten. In einer Studie des Vereins Fofos, einer Organisation zur Förderung der Selbstständigkeit, meinten im Vorjahr etwa 47,2 Prozent der befragten EPUs, dass sie keine Interessensvertretung haben. Das Problem sei, so Geschäftsführerin Martina Schubert, dass EPUs in

keine Schublade passen – weder in die der Arbeitnehmer noch der Arbeitgeber. Auch selbst nehmen sich viele EPUs gar nicht als Unternehmer wahr, wie auch der EPU-Beauftragte der Wirtschaftskammer, Gernot Schödl, bestätigt.

Und er gibt zu: „Leider haben wir zu EPUs nicht so guten Kontakt. Es gibt Angebote, aber sie werden oft nicht wahrgenommen.“ Tatsache ist aber auch, dass es kaum speziell auf EPUs zugeschnittene Förderungen gibt und dass sich die Wirtschaftskammer vor allem auf jenes Drittel konzentriert, das wachsen will. Diese potenziellen Arbeitgeber sind auch Gegenstand einer Studie des Wirtschaftsministeriums, die im Spätsommer präsentiert werden soll.

LEXIKON: Gemeinschaftsbüro



Modell: Auf einer großen Bürofläche, oft in ehemaligen Industrie- oder Gewerbebauten, werden Arbeitsplätze an Ein-Personen-Unternehmen vermietet, die nicht mehr allein zu Hause arbeiten wollen. Beispiele dafür sind etwa die Hutfabrik, die Schraubenfabrik

oder der Rochuspark. Neben der Infrastruktur sind im Package inbegriffen: Gemeinschaftsgefühl wie Betriebsausflüge, Weihnachtsfeiern und die Einbindung in ein Netzwerk. (Huber/Weiser)

www.rochuspark.at

Gemeinsam statt einsam

Inzwischen entstehen kreative Bottom-up-Lösungen für EPUs, die vorerst nicht größer werden können oder wollen. Bereits bekannt sind Gemeinschaftsbüros wie Hutfabrik, Schraubenfabrik und Rochuspark (siehe oben), die Büroplätze für EPUs vermieten und eine Community schaffen. Die Betreiber – Michael Pöll, Stefan Leitner-Sidl und Tamara Schwarzmayr – wollen aber noch einen Schritt weitergehen:

Das mittlerweile drei Standorte umfassende Netzwerk soll (u.a. mit 58.000 Euro von Departure, die gezielt die Beratung von Kleinbetrieben fördern) intensiviert werden. Die Pläne reichen von Fortbildungsseminaren über Kooperationen (klassisches EPU-Problem: Wer springt ein, wenn man krank wird?). Austausch mit ausländischen Kreativparks bis hin zu einer eigenen Bank für EPUs.

TREND. Immer mehr Menschen, vor allem Kreative, inszenieren ihren Arbeitsalltag öffentlich. Zeit wird's, meinen Experten.

VON ULRIKE WEISER

WIEN. „Die Stadt hat einen neuen Ort“, hieß es kokett in der Ankündigung-E-Mail. Davon, dass er gut versteckt in einem Innenhof liegt, war allerdings keine Rede. „Ja, die Schilder fehlen, aber die kommen bald“, sagt Michael Pöll.

Pöll ist einer der Initiatoren des kürzlich eröffneten Kreativparks „Rochuspark“ in Wien-Landstraße. Nach Schraubenfabrik und Hutfabrik ist es die dritte „Büro-WG“ (siehe unten), die er betreut. Neu ist diesmal, dass auch die Öffentlichkeit mit an Bord ist: So gibt es hier, im Hof der früheren Schmiede, auch einen Modeshop, ein kleines Restaurant („Frischzelle“) und einen Clubraum, der demnächst bespielt werden soll. Irgendwie sei es Zufall gewesen – „die Räume waren eben da“ –, sagt Pöll. Irgendwie aber auch nicht: „Wir haben schon früher bei uns Veranstaltungen gemacht, Freunde eingeladen. Das Feedback war immer gut. Uns gefällt diese Schnittstellenidee.“

Der Cappuccino-Faktor

Und nicht nur ihnen. Immer mehr Menschen arbeiten gern öffentlich. Wer Beispiele will, muss nur durch den siebenten Bezirk Wiens spazieren. Dort haben Architekten und Grafiker längst das einst ungeliebte Erdgeschoß erobert und assen sich beim Arbeiten durch das Schaufenster zusehen. Eine andere beliebte Variante ist, die Öffentlichkeit mittels eigenen Restaurants hereinzubitten – etwa beim Media Quarter Marx (Karin Lesetarits führt dort das Restaurant), bei der technikaffinen Firma Drahtwarenhandlung oder (bald) auch im ältesten Kreativpark der Stadt, der Alpenmilchzentrale auf der Wieden.

„Öffentliches Arbeiten liegt im Trend, vor allem bei Kreativen“, sagt Norbert Kettner. Noch Geschäftsführer der Förderstelle für Kreativwirtschaft „Departure“, (Kettner wechselt mit 1. September in das Amt des Wiener Tourismus-Direktors.) Denn gerade die seien es ja gewohnt: Weil die Branche kleinteilig ist und viele über kein Büro mit Besprechungszimmer verfügen, traf man sich schon immer in Cafés, um über Cappuccino & Co. Geschäftliches zu diskutieren. Eine Gewohnheit, die im eigenen Lokal dann gern fortgesetzt wird. „Kreative brauchen einfach ein lockeres, angenehmes Ambiente“, sagt Marx-Mitbegründer Martin Krauß.

Es gibt aber auch noch andere, kalkulierte Gründe, Kettner: „Natürlich wird damit ein Image präsentiert. Während bei Banken der Marmoranteil zählt, geht es hier um Lifestyle, der ausgestellt wird.“ Obligater Wuzler inklusive. Zumindest bei den Kreativparks ist die Öffnung nach außen ein fast logischer Schritt. Die Gemeinschaft, die bereits für „innen“ inszeniert wurde (Pöll: „Wir verkaufen keinen Büroplatz, sondern Community“), wird nun auch hergezeigt. Virtuell passiert das schon lange – durch Netzwerke, aufwendig-selbstbewusste Websites...

Wien, die Introvertierte Stadt

Tatsächlich hat Wien Aufholbedarf punkto Gassenleben, meint Stadtforscherin Heidrun Felgefeld: „Im Vergleich zu New York oder Berlin sind wir ja eine recht introvertierte Stadt.“ Für Wien selbst sei die Entwicklung nur gut. Zum einen wegen der Belebung des Grätzels, zum anderen, weil sie nun einmal die – nicht unproblematische – Realität widerspiegeln: „Die Trennung von Arbeit und Freizeit wird

immer fließender. Das wird nun auch in der Stadt ausgedrückt.“

Wobei, so einfach ist das Gassenleben in der Praxis auch nicht. Da sind die Anrainer, auf die Rücksicht genommen werden muss. Da sind die Behörden, die bei einem Konzessions-Mix – wie etwa beim Shop/Bar/Büro-Betrieb Mon Ami – anfangs oft Schwierigkeiten machen. Da sind die schönen Veranstaltungen, die aber leider nicht profitabel sind. Da ist die Zeit, die – wie etwa im Fall der Bürogemeinschaft „Yurp“ – dann im Alltag für ein „Es wäre aber schon nett“-Café fehlt. Und da ist die Arbeit, die so nebenbei auch noch erledigt werden muss. Deswegen – Schnittstelle hin, Öffentlichkeit her: „Im Foyer zu den Büros“, sagt Pöll, „ist für die Allgemeinheit erstmal Schluss.“

LEXIKON: Gemeinschaftsbüro



Modell: Auf einer großen Bürofläche, oft in ehemaligen Industrie- oder Gewerbehäuten, werden Arbeitsplätze an Ein-Personen-Unternehmen vermietet, die nicht mehr allein zu Hause arbeiten wollen. Beispiele dafür sind etwa die Hutfabrik, die Schraubenfabrik...